

Die Zeile Welt

Nr. 30

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Verena sah Wilhelm fest an. Der aß, über seinen Teller geneigt, etwas Störrisches in der Haltung, und blickte nicht auf. Sie wußte, daß er grob wurde, wenn sie ihn jetzt anredete, und schwieg deshalb. Dann aber, während sie mechanisch und langsam ihren Teller leerte, begann etwas in ihr zu zittern und weich zu werden, wuchs und drängte; es war, als müßte sie dem Wilhelm

die Hand auf die Schulter legen:

„Du, schönerwollen wir es haben zusammen! Vesper zusammenhalten wollen wir — schon der Base zulieb.“ Das Herz klopfte ihr aber sie blieb sitzen. Es ging ja nicht, daß sie das sagte. Dann läutete die Ladenglocke und sie mußte hinüber, einen Kunden zu bedienen. — Am gleichen Abend sah Verena den Wilhelm mit der Gilde Zerahn an einer dunkeln Ecke des Hofes stehen. Es war eine Nebelnacht, das Pflaster der Straße war feucht, die Ladenfenster warfen einen trüben roten Schein hinaus. Die beiden Gestalten waren schwer zu unterscheiden. Verena kannte aber den Bettler an seiner weißen Schürze und das Mädchen an dem schneeigweißen Gesicht. Strich er der nach, der, der man die Flatterhaftigkeit auf hundert Schritte ansah?

Ein paar Tage später sagte die Magd: „Unser Herr geht auch zur Zerahn hinüber.“ Sie, die so lange im Hause war, durfte sich etwas

herausnehmen und sprach die Worte so dahin, während sie in der Backstube segte. Als Verena nichts antwortete, fügte sie nach einer Weile hinzu: „Wenn es die Frau wüßte!“

Verena schnitt ihr mit einem strengen Wort die Rede ab: „Er wird wissen, was er tut, der Herr.“ — Dann ging sie hinauf, nach der Base zu sehen. Aber die Treppe, die sie hinauf-

die Schreden des Anfalls wuchsen. Da rannte das Mädchen und jagte einen Gefellen zum Doktor.

Wilhelm war eben von einem Ausgang zurückgekommen. Er stieg mit Verena zur Mutter hinauf. Es war das erstmal, daß er selbst Zeuge eines schweren Anfalls war und es schien ihm heftig zu erschüttern. Er war freideweiß im Gesicht und stand tatlos

beiseite, während Verena sich um die

Kranke mühte. Als

das Mädchen ihn

einmal mit einem

Blick streifte,

tat er ihr fast leid,

so unbeholfen und

sichtlich von innerer

Dual bedrängt stand

er da. — Der

Arzt kam bald,

ein aller, schließlich

ter Herr, der schon

immer bei den Wasers

ein- und ausgegangen.

„Ja, ja,“ murmelte er

kopfschüttelnd, während

er für die Ledende tat, was

er nur konnte; „wenn das so

kommt, jetzt, so

— könnte es doch

gesehlt sein einmal.“

Er machte ein bedenkliches Gesicht

dabei. Aber unter

seinen Bemühungen erschöpfte

sich die Kraft des Anfalls. — Vom Bett

erhob sich jedoch die Base nicht mehr.

Verena und Friederike, die Magd, blieben

abwechselnd um sie. Wilhelm begann sich

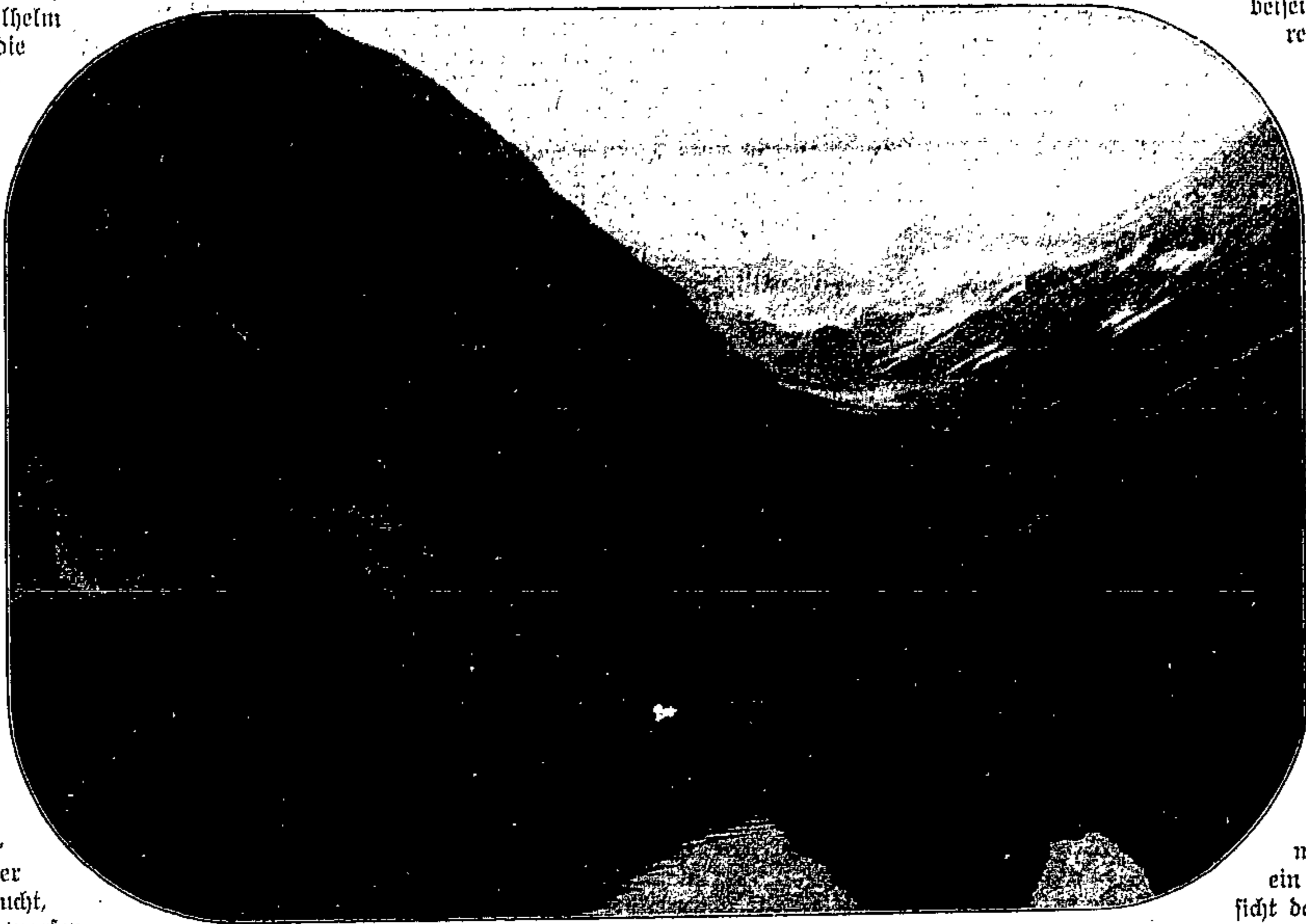
mehr des Ladens anzunehmen. Es schien, als werde

er häuslicher und ernster. Manchmal ging er

während der Woche keinen Abend fort; nur

zwischen Tag und Nacht verschwand er oft für

kurze Zeit. Als Verena einmal in die Münster-



Dorfer See in den Tauern.

stieg, schien ihr heute endlos. In der Stube fand sie die Base unter dem offenen Fenster liegen, trotzdem ein kalter, regnerischer Apriltag war. Verena eilte zu ihr. Sie gab keinen Bescheid; es war fürchterlich zu sehen, wie sie mit dem Erstickten kämpfte. Am Ende verließ sie die Kraft und sie war gefallen. Verena nahm sie in ihre Arme und brachte sie mühsam zu Bett. Aber

die Kraft des Anfalls. — Vom Bett erhob sich jedoch die Base nicht mehr. Verena und Friederike, die Magd, blieben abwechselnd um sie. Wilhelm begann sich mehr des Ladens anzunehmen. Es schien, als werde er häuslicher und ernster. Manchmal ging er während der Woche keinen Abend fort; nur zwischen Tag und Nacht verschwand er oft für kurze Zeit. Als Verena einmal in die Münster-

gasse hinüberlief, in der dort befindlichen Apotheke etwas zu holen, sah sie den Vetter mit der Beträgnin im Gespräch vor deren Laden stehen. Er bemerkte auch sie, und als er zurückkam, war er scheu und gedrückt. „Er schämt sich“, dachte Berena, und der Gedanke machte sie froh, weil ihr schien, daß kein Ernst in der Sache sein könnte, solange er sich ihrer schämte.

In der Zeit, die nun folgte, und während die Krankheit der Waserin es dieser unmöglich machte, aufzustehen, kam der Wunsch mehr denn früher in ihr auf, sich auf ein mögliches nahes Ende vorzubereiten. Sie sprach viel von dem, was werden sollte, wenn sie selber nicht mehr da sei, und Berena fühlte, wie ihr Blick ihr oft sinnend durch die Stube folgte und wie sie in bezug auf sie, Berena, etwas auf dem Herzen trug. Nach langem Zögern und während sich un schwer erriet, daß sie nur mit Scheu und Ueberwindung sprach, hob die Wase eines Abends an: „Wie geht's mit dem Wilhelm?“

Berena saß nährend am runden Tisch. Die Stehlampe warf ihren Schein auf ihr Gesicht. „Gut geht es“, sagte sie; „er ist ja immer fleißig gewesen.“

„Ja — ja“, machte die Wase. Dann schwieg sie und hob erst nach langer Pause wieder an: „Und wenn ich jetzt sterben sollte?“

Berena fühlte, daß ihre Wangen heiß wurden. Sie sah nicht auf. „Davon müßt Ihr nicht sprechen“, sagte sie.

„Wohl, wohl“, widersprach die Kranke, „wohl, wohl muß man davon reden. Es wird nicht mehr lange dauern, meine ich.“ Dann schien eine innerliche Angst in ihr zu wachsen. „Was soll er anfangen, der Wilhelm, allein?“ stotterte sie dann: „Du — würdest wieder gehen, Du, Brenne?“

„Ich müßte, denk wohl.“

„Magst ihn nicht?“ fragte die Wase.

Nun war Berenas Gesicht dunkelrot. Sie sah auf, halb lächelnd und doch eine Furcht im Blick. „Doch habe ich ihn gern“, sagte sie, „wie fragt Ihr auch, Wase?“

Da nahm jene alle Kraft in einem Seufzer und einem Wort zusammen: „Weil ich froh sterben würde, wenn es sein könnte, daß Ihr Mann und Frau würdet, der Wilhelm und Du.“

Berena legte den Arm auf den Tisch und sann nach, ehe sie sprach. Sie spielte mit der Nadel auf der Tischplatte. „Scht Ihr“, sagte sie langsam und ernsthaft, „der Wilhelm will das nicht.“

„Und Du?“

„Ich? — Ich kann es nicht sagen“, wich sie aus. Die Wase schwieg jetzt, war müde und lag still. Es schien dann, als habe sie sich mit Berenas Antwort beschieden.

Dem Tage folgte eine schwere Woche. Das Leiden der Waserin wuchs. Wilhelm mußte verschiedene Male gerufen werden, daß er die Mutter ans Fenster trage; frische Luft verschaffte ihr Erleichterung. Die Qualen der Mutter ergriffen ihn seltfam. Er hatte oft Tränen in den Augen, wenn ein Anfall vorüber war und war nachher fügsam und voll Liebe gegen die Kranke, auch dankbar gegen Berena. Es schien, daß er zu erkennen begann, was sie für die Mutter tat.

Eine Samstagnacht war besonders schwer für die Kranke gewesen. Als Berena am Sonntagmorgen den Laden geschlossen hatte und in ihrer Kammer ihr Sonntagsgewand anlegte, hörte sie nebegan die Wase eifrig und ernsthaft sprechen und vernahm neben ihrer kurzatmigen, heiseren Stimme die laute, feste Wilhelms. Die Unterredung dauerte lange; Berena wollte sie nicht unterbrechen; denn es war ihr unwillkürlich, als verbiete der ernsthaft-bedächtige Klang der beiden Stimmen eine Störung. Als sie aber, weil ihr die Zeit lang wurde, ihre Kammer verließ, um nochmals in die Ladenräume hinaufzusteigen, trat Wilhelm aus der Stube der

Mutter, in seinem Außern ganz das Bild des überlasteten Baumes, das er immer bot, tragend und winkte ihr. „Ich möchte Dir etwas sagen, Berena.“ Er nahm sie am Arm, als sie näherkam, und schob sie mit linkscher Gebärde in die schöne, schlichte Wohnstube.

„Scht Dich“, sagte er. Seine Art, in der eine gewisse Wichtigkeit lag, machte Berena Herz klopfen. Sie ließ sich auf den ersten besten Stuhl an der Wand nieder.

Wilhelm zog die Tür ins Schloß, die nach der Schlafkammer der Mutter hin offengestanden. Dann kam er und stellte sich vor Berena hin, hembärmelig, aber sonst in seinem schönen Sonntagstaat. „Sie spricht immer vom Sterben, die Mutter“, sagte er.

„Ja, eben“, erwiderte Berena; „ich kann es ihr nicht ausreden.“

„Sie hat auch recht — es ist kein Spaß mit ihr.“

„Sie hat sich immer wieder erholt, wenn sie manchmal noch so schlecht schien.“

Wilhelm schien auf diese Worte nicht gehört zu haben. Er sagte unermittelt: „Es ist wahr, wir könnten nicht beieinander wohnen nachher, Du und ich.“

Berena sah um sich, als suche sie eine Tür.

„Wenn Du wolltest —“ stotterte Wilhelm: „als meine Frau könntest Du bleiben.“

Seine Verlegenheit und Unbeholfenheit gaben Berena ihre Ruhe zurück. „Nein“, sagte sie schlicht, „das wäre nicht das rechte, wenn Du eine nehmen würdest, weil Deine Mutter es Dir rät.“

Bei ihrem Nein war er erschreckt aufgefahren. Jetzt kam er näher. Man sah ihm die Erregung an. Es lag deutlich eine Angst davor in seinem Wesen, daß die Werbung vergeblich sein könnte. „Du mußt es nicht so auffassen, Berena“, sagte er mit unsicherer Stimme; „es ist nicht, daß die Mutter mich überredet hat. Es ist — ich sehe es schon selber — daß es ein Glück für mich ist, wenn Du mir ja sagst, daß — ich eine solche nicht mehr finde wie Dich.“

Berena kam das Mitleid mit ihm an. Sie erinnerte sich, was die Wase ihr bei ihrer Ankunft von ihm gesagt hatte: „Er sollte immer einen um sich haben, der ihm recht bleiben hilft.“ Sie fühlte deutlich, daß er in diesem Augenblick empfand, was er ihr zu sagen versuchte: Einen besseren Freund als Dich kann ich nicht finden. Sie war ihm auch immer gut gewesen. Und seit damals auf dem See — das hatte sie sich immer gefügt — „ein anderer kann Dir nichts mehr gelten.“ Aber gerade jener Abend —

„Weißt“, sagte sie laut, langsam und ernst, „das muß ich Dir sagen. Eines verstehe ich nicht — was Du gemeint hast — damals auf dem See!“

Er errötete. Dann sahen die Erinnerung ihm das zu geben, was ihm bisher gefehlt hatte; eine warme Empfindung für Berena wallte in ihm auf. „Ich — ich — gutmachen möchte ich das ja eben“, Brenne“, sagte er.

Seine Stimme zitterte. Berena gewahrte die Veränderung. Eine heiße Freude sprang in ihr auf, über die sie sich selber nicht klar wurde. Sie überlegte nicht mehr sorglich wie vorher. Wenn er jetzt das rechte Wort fand . . .

„Sag mir jetzt nicht nein, Brenne“, sagte er. Er streckte seine schwere, breite Hand aus.

Da legte Berena die ihre hinein. „Ja, nun, wenn Du es meinst!“

Sie stand auf. Er trat neben sie und legte den Arm um ihre Hüfte. „Ja, siehst, das ist jetzt ein Glück für mich“, sagte er. Es war ein sonderbares Wort, fast als hätte er es auswendig gelernt. Sein Ton war auch trockener als vorher. Trocken und fast zum Lachen war auch sein Gebaren. Er wollte Berena nach der Nebenstube führen. Da schien ihm einzufallen, daß man eine Braut küsse. So faßte er sie bei den Achseln und küßte sie auf die Stirn. Es

war, als dächte er schon an etwas andres, als er es tat. Dann gingen sie zur Mutter.

Wilhelm und Berena waren verlobt. Die Mutter wußte es, Magd und Gesellen hatten es heraus und die Nachbarn der Nachbarschaft flüsterten es sich zu. Sie selber aber machten kein Aufhebens davon. Am Morgen, nachdem er ihr Antwort empfangen hatte, sagte Wilhelm zu Berena: „Wir müssen die Ringe kaufen gehen heute.“ Und nach dem Mittagessen machten sie sich zusammen auf, gingen die paar Schritte bis zum Goldschmied, der in der Nachbarschaft unter den Lauben seinen Platz hatte und hatten sich wie auf Verabredung, aber ohne daß eines vom andern es vorher gewußt hätte, in ganz feierliche Kleider geworfen. Wilhelm wurde zutunlich und heiter, während er am Vorabend, als er die Mutter vor Freude über das Zustandekommen des Verlöbnisses hatte weinen sehen, in eine sonderbare Unruhe geraten, zerstreut und wie von einer Art Angst geplagt gewesen war. Ueber Berena, die sonst klarsiehende und Vernünftige, kam auf diesem Gang, während des Handelns um die goldenen Ringe und nachher erst, als diese an den Fingern glänzten und ihre jeden Schmuckes ungewohnte Hand die süße Lästigkeit des Ringes empfand, eine Art Traumzustand, in dem sie zum erstenmal alles um sich in einem verklärenden Lichtschein sah. Der Zustand dauerte dann tagelang; sie malte sich die Zukunft in allen Rosensfarben. Ihr Herz klopfte, wenn sie sich in Erinnerung zurückrief, wie sie von Herrlibach aus dem Hause des einen Toten in das des anderen gekommen, und wie sie, das einfache Bauernmädchen, nun in dieses Haus hineingewachsen, im Begriffe stand, die Frau eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers einer großen Stadt zu werden. Sie freute sich des merkwürdigen Aufschwunges, den ihr Leben genommen, freute sich ebenso und mit der Freude eines rechtschaffenen und arbeitsfrohen Menschen auf die Pflichten und Aufgaben, die ihr die Zukunft bringen würde.

Als sie nach Tagen und langsam aus dem Taumel heimlicher Freude, der sie umfing, erwachte, begann sie erst allmählich zu erkennen, daß das Glücksempfinden ihres Bräutigams mit dem ihren nicht Schritt hielt. Wilhelm hatte ein zwiespältiges Wesen: oft freilich schien er heiter und zufrieden, zu anderen Zeiten aber übler Laune, nahm sich kaum zu einem Worte für Berena Zeit und sie hätte blind sein müssen, um nicht einzusehen, daß er noch immer nichts für sie empfand als die Achtung und Freundschaft, die ihre Stellung und ihr Wirken in seinem Haushalt ihm abnötigten. Wöchentlich zwei-, dreimal blieb er auch, wie früher öfter, nachts von Hause weg, im Kreise der Vereinsgenossen bis gegen Morgen säumend, ein Gebaren, wie es dem Bräutigam kaum anstand. Eines Abends vertauschte er eben wieder die Arbeitskleider gegen einen besseren Anzug und nahm in der Badstube die Kappe vom Nagel, die dort immer bereit hing. Da trat Berena zu ihm und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du willst wieder fort?“ fragte sie. Sie hatte sich bisher nicht in das, was er tat, gemischt; so stutzte er sichtlich, ja, es war als erschreckte er. Langsam stieg ihm das Blut ins Gesicht. „Ja“, sagte er zögernd. Unbehagen klang aus seinem Ton.

„Du bist oft fort, sehr oft“, sagte Berena. „Die Mutter fragt immer nach Dir.“

Er sah einen Augenblick ins Leere, während sein Gesicht sich immer dunkler färbte und seine Stirn zu perlen begann. Dann nahm er die Kappe wieder ab und hing sie an ihren Ort.

„Sie nimmt es schwer, die Mutter, wenn Du so oft fortgehst“, sagte Berena.

Er half sich mit einem Murren: „So kann ich ja dableiben.“

(Fortsetzung folgt)

Der Sprung ins Leben.

Von Hugo Weigold.

Still dehnt sich das Meer, und die Sonne streichelt die leichten Schwellungen, die wie ein Atmen über die gleisende Fläche laufen: so monnig langsam wie ein leises Weben stillerschauernden Glücks. Da schallt ein Ruf herauf von den Wassern, unharmonisch und knarrend, und andere antworten von der Felswand her, wo weiße Streifen sich durch das leuchtende Rot ziehen. Und von diesen weißen Streifen hängen wie Draperien Fäden weißer Linsche an den schichtig gewordenen Wänden herab. Die weißen Farbtöpfe aber stehen und liegen in Reihen und dichten Gruppen in den Gefässen. Doch — die Farbtöpfe sind zugleich die Maler: was so wie die weißen Salbentöpfe auf den Regalen einer Apotheke dort in Felspalten aufmarschiert ist, das sind Vögel, die lebenden Verkörperungen der rauhen nordischen See, die Taucher der Vogelberge: Trolle (oder Trottel-) Lummene sind es.

Da geht eine Bewegung durch eine der Ketten, sie rollt sich auf, schlängelt sich empor, verliert ihren Halt, so daß die einzelnen schwarzweißen Perlen in regelloser Schar durch die Luft surren. In weitem Bogen kommen sie herangeschwirrt, steigen in scharfer Kurve empor und landen unter all den anderen weißbäuchigen, schwarzrückigen lebenden Salbentöpfen in den Felznischen. Freilich geht das nie ohne viel Lärm ab, der grell und unvermittelt die Ruhe der Natur stört: Da landet solch ein Ankömmling mit weit vorgestreckten gespreizten Rudern und krampfhaft bremsenden Flügelschlägen an einer abschüssigen Stelle des Simses, wo schon eine ganze Gruppe alter Lummelantanten steht und sich gerade von ihren niedlichen Kleinen Wunderdinge erzählt, während diese im Hintergrunde gar kläglich schreien und wimmern. Dahinein nun der dumme Störenfried, der im Anprall die ganze Gruppe auf dem engen Raume ins Wanken bringt, daß nur ein rasches Flattern, ein Tammeln und Seitwärtstreten vor dem Absturz bewahrt. Wütend fährt dann aber eine der Alten los, steigt mit weit aufgerissenem vorgestrecktem Schnabel gravitatisch auf den Gast los und fährt ihn mit wildem, vor Born in verschiedenen Tonlagen vibrierendem „Arrrrrr“ an, eine andere keift „Errr, Errr“, eine dritte schimpft vor sich hin, „hag, hag, hag“. Der also Bewillkommnete aber ist nicht faul, er reißt seinen spizen Schnabel womöglich noch weiter auf und knarrt in tiefem bössartigem „Arrr“ und schnellem „Knag, knag, knag“ seiner Empörung Luft. Doch damit ist glücklicherweise die Sache erledigt: man schimpft, reißt den Rachen auf, flattert prahlend mit den Flügeln, aber — man haut sich nie. Der Zwist ist im Nu vergessen, und man vernimmt um so deutlicher wieder das bettelnde „Pili, pili“ der hungrigen Jungen. Doch die mögen schreien! Heute gibt es nicht jeden Augenblick eine fette Sandspiere (kleine, schlaffe Fische) in den ewig gierigen Schnabel. Heute scheinen Vater und Mutter völlig gefühllos gegen das Geiseln der Kleinen zu sein, scheinen völlig ihre Elterninstinkte vergessen zu haben, die sie sonst in nimmerrastendem Auf und Nieder vom Vogelberg zu den Klippen trieb, wo es so viele Sandspieren gibt, und wieder zurück und hinauf zu der steilen Wand. Was ist das heute? Was ist hier los? Weshalb faulenzten die Eltern und lassen ihren Stolz, ihr einziges Kind, hungrig wimmern?

Die Sonne ist allmählich hinabgeglitten auf ihrer strahlenden Bahn. Das Flimmern der Luft hat einem blauen Duft der Ferne Platz gemacht, aus dem mehr und mehr das scharfe Band des Horizontes hervortritt. Das Wasser schwillt, die Flut steigt, und der Wind hat sich

auf leisen Sohlen aufgemacht. Er treibt jetzt mehr als zuvor die kleinen Wellen an den Fuß des Lummelfelsens, und statt des so lustigen bunten Spieles schaukelt und wallt es nun schon recht kribblig. Und der „Arrrrr“ und „Errr“, der „Errr“ und „Zrrr“ werden es immer mehr, lauter und lauter schallt es vom Fels zum Meer und vom Meer zum Fels. In elegantem Bogen sausen Lummeln heran, schreien zur Begrüßung am Sims und stürzen sich, ohne zu rasten, fast senkrecht wieder hinab. Das „Pili, pili, pili“ der Jungen wird dabei immer lauter, immer kläglich, immer hungriger. Hat der zweifaußtgroße kleine Kerl erst friedlich im Hintergrunde der Nische gelegen, so kommt er jetzt auf schwankenden Beinchen und mit ängstlich balancierenden Stummelflügelchen hervorgetackelt. Er sucht die Mutter — oder ist es der Herr Papa? — und reckt sich zu ihrem Schnabel und heischt und bettelt zum Erbarmen. Doch keine Erhöhrung; höchstens berührt einmal ihr Schnabel flüchtig den Dunenpelz des „großen Jungen“. Fast scheint es, als ob diese Verührung manchmal recht unsanft wäre. Aber unten am Fuße der beinahe überhängenden Wand schaukeln ein paar Lummeln und schreien und locken: „Komm doch herunter, hier gibt's feine, fette Spieren!“ Es mögen wohl die anderen Ehehälften, die Väter sein.

Das Rätsel scheint sich zu lösen: was hier vor sich geht, ist offenbar die Firmelung der Lummelkinder, das Ende der Kinderstube und der Anfang des ersten Lebens. Nicht ewig können die Kleinen in ihren Felsbalkonen hocken und sich von den Eltern füttern lassen, denen es sicherlich nicht so leicht fällt. Das Heil, das Leben der Lummel liegt auf dem Wasser, nicht auf dem Lande, also müssen auch die Jungen früher oder später, natürlich aber möglichst frühzeitig von ihrer sicheren Kinderstube hinab aufs wankelmütige Meer. Nur notgedrungen suchen ja die Lummeln den Felsen auf: auf dem Wasser läßt sich eben beim besten Willen das große bunte Ei nicht bebrüten. Unzulängliche schroffe Felsen aber nützen es fein, die den am Lande unbehilflichen Wackelbeinen eine Zuflucht gewähren sollen, sicher vor dem Eisfuchs und dem Hermelin, möglichst sicher auch vor dem Menschen. So wird es also keine Wahl geben: der erste „Schritt“ ins Leben der Lummeljugend wird ein schrecklicher Sturz, 40 Meter hinunter, sein.

Brangend ist die Sonne hinabgesunken ins graublau Meer, nur ein milder Glanz wie von blankem Erz strahlt noch die Helligkeit des westlichen Himmels wider. Immer lauter und eindringlicher klingt das lockende „Arrr, Arrr“ unter dem Felsen, immer verzweifelter das Jammerm der Jungen hoch droben. Die Mutter, die einem sonst so eilig einen fetten Fischbissen in den Schnabel schob, sie gibt heute nichts, und all die anderen Lanten, die abwartend dabei stehen, sind ebenso hartherzig, mag der hungrige Kleine sich reden und anschniegen und wimmern so viel er will. Höchstens daß er obendrein noch einen Schnabelhieb bezieht. Und unten lockt Papa so laut! Wo ist er denn eigentlich? Und der kleine Troll sucht ihm nahe zu kommen und watschelt an die Kante. Aber erschauernd sieht er die Tiefe, und das dämmerige, zitternde Wasser da drunten ist so fremd, so schrecklich! So läuft er von den wartenden Basen zu der Kante immer hin und her und schlägt gar jämmerlich mit seinen Stummelflügelchen. Stundenlang ging das schon so. Warum macht nicht die Mutter kurzen Prozeß und gibt ihm einen Kleinen Schubs? Doch sie hat ja keine Ueberlegung. Der Anblick des herumlaufenden und flügelchlagenden Jungen hat den Futtertrieb, der nur durch den Anreiz des hilflos daliegenden und -hockenden Wesens genährt wurde, beiseite gedrängt zugunsten des stärkeren Triebes

nach dem langentbehrten Leben auf der Flut in Gesellschaft des geliebten Spröhlings, der sich ja jetzt schon mehr wie eine erwachsene Lummel denn wie ein hilfloses Nüchdelchen bewegt. So wartet sie darauf, daß dieser Trieb auf dem üblichen Wege zu seinem Rechte kommt: sie wartet darauf, daß ihr Kleiner sich ebenso herabstürze, wie sie es selber gewöhnt ist.

Und der Papa unten erwartet offenbar dasselbe, auch ihm sagt sein Instinkt, das Kind nunmehr als gleichbefähigten Kameraden zu behandeln: läuft und flattert es nun doch auf dem Felsband gerade so wie er selber. Er lockt also unten auf dem Wasser, wie er sonst wohl sein Weibchen lockt. Das Hochwasser gab ihm Gelegenheit, dicht heranzuschwimmen, wodurch sein Ruf um so deutlicher und eindringlicher an das Ohr des Kleinen droben klingt. Die Dämmerung verleih ihm dabei das Gefühl der Sicherheit, während er sich am Tage der Menschen und Boote wegen nicht so nahe herangetraut. Auch würden ja am helllichten Tage die Raubvögel und Raubmöwen leichtes Spiel am Fuße des Felsens mit den kleinen Lummeln haben. Wohl sieht es aus, als handelten die Lummelkinder mit großer Klugheit und Ueberlegung, wählen sie doch gerade die wenigen Stunden, wo Hochwasser mit Dämmerung zusammentrifft, um ihre Jungen ins Leben einzuführen, während diese sich bei niedrigerem Wasserstande auf dem trockengelassenen Fuße des Felsens zerschmettern würden. Aber die Natur hat in wunderbar geheimnisvoller Entwicklungskraft all ihre Geschöpfe so ausgebildet, daß sie annähernd vollkommen in Harmonie mit ihren Gesetzen leben, und das nennt der Mensch eben zweckmäßig. Würde die tierische Maschine falsch arbeiten, so hätte sie längst aufgehört zu existieren: nur die bleiben übrig, deren Mechanismus, zu dem ja auch die Funktionen des Gehirn- und Nervenapparates gehören, so fein organisiert ist, daß er zur rechten Zeit das Richtige ausführt. Dabei arbeitet die Natur wunderbar sparsam, und es ist ein andachtsvolles Staunen für den Menschen, zu erkennen, mit welcher geringem Aufwand sie verwickelte Leistungen erzielt, die der Mensch, von sich auf andere schließend, zunächst nicht anders als durch seinem Geiste und seiner Vernunft ähnliche Fähigkeiten erklären zu können meint. Ein Beispiel: damit der Mensch das Fliegen erlernte, brauchte er die höchste Entwicklung seiner Vernunft, es ist als geistige Leistung ein ungeheurer Triumph. Wenn wir kein fliegendes Tier kennen, und sähen dann plötzlich einen Vogel, so würden wir uns seine Leistung ebenfalls nur durch solche psychische Fähigkeiten erklären können. So aber ist uns der Flug des Vogels längst selbstverständlich geworden, und kein Mensch zweifelt mehr daran, daß unsere Lummeln da vor uns ihre Kurven und Flügel absolut instinktiv und ohne jede höhere geistige Leistung zustandebringen. Gerade so ist es aber mit vielen anderen Funktionen im Leben der Tiere, die mehr auf dem Gebiet der Gefühle liegen. So wird auch bei diesem wichtigsten Augenblick im Leben der Lummel, der eben unsere ganze Aufmerksamkeit und unser Mitgefühl fesselt, nur ein unmerklich schwacher Abglanz der Empfindungen, die wir den Tieren unwillkürlich zuschreiben, in den Gehirnen dieser Vögel uralten Stammes zittern. Doch über all dem Philosophieren hätten wir bald das Beobachten vergessen! Aber noch immer turnt ängstlich und klagend der kleine Firmeling an der äußeren Kante seines Felsens und sucht zu seinem unten schreienden Vater zu kommen. Dabei beobachten ihn gespannt die umstehenden alten Lummeln, deren eine ja wohl seine Mutter ist. Bereits ist es so dunkel geworden, daß das Auge am Okular zu schmerzen beginnt. Sollten wir wirklich nicht mehr unterscheiden können, ob nun die Alte ihren Kleinen



Dorf Perra an der Dolomitenstraße.

hinunterträgt, im Schnabel oder zwischen den Beinen, wie die Schnepfen es tun, oder auf dem Rücken, wie man es früher wohl behauptete, oder ob es herunterpurzelt wie die jungen Enten aus dem Neste auf die Kopfweide? Doch das Fast erschrocken sehen wir plötzlich das pudrige wollige Büschchen an der äußersten Spitze des Gesimses abrutschen, sehen es entsetzt und verzweifelt mit den kleinen Flügeln flattern und erkennen auch schon, daß dadurch der schreckliche Sturz ganz erheblich gemildert und verlangsamt wird, so daß wir ihm mit dem Doppelglas folgen können. Dabei gewahren wir bei der hastigen Bewegung am oberen Rande des Gesichtsfeldes eben noch einen Schatten. Tatsächlich schlägt der Kleine unten auf, aber ziemlich sanft, und im selben Augenblick plumpst auch

schon der Schatten unmittelbar neben ihm ein und entpuppt sich als die Mutter. Sofort kommen all die Summen, die lockend am Fuße des Felsens schwimmen, heran, wie um zu der glücklichen „Niederkunft“ zu gratulieren. Die Mutter aber hat nichts eiliger zu tun, als, immer auf der Windseite, das sich dicht an-schmiegende Junge, vor dem Winde geschützt, hinauszuführen ins offene sichere Meer, hinein ins ernste Summenleben: der „Sprung ins Leben“ liegt glücklich hinter ihm.

Daß sich aber eine der wartenden Summen ebenfalls eifrig des Kleinen annähme, können wir nicht sehen. Und doch glaubten wir, daß es der Vater sei, der den Sohn zu sich rief. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Im Summenstaate herrscht großer Kommunismus. Ob der Vater

in Vögeln, die wie Geister grauer Vorzeit schwirren und gleiten auf dem dämmernden Weltmeere.

Mit der Kamera im Hochgebirge.

Von Gultav Reinke.

In photographischen Lehrbüchern und Zeitschriften wird denen, die im Hochgebirge photographieren wollen, der Gebrauch einer Gelbscheibe und orthochromatischer Platten als unerlässlich angeraten. Der Rat ist gewiß gut. Wer ihn befolgt, der wird von seiner Gebirgstour bessere Aufnahmen heimbringen, als er bei Verwendung gewöhnlicher Platten erzielt hätte.

Voraussetzung ist aber, daß der Amateur im Gebrauch einer orthochromatischen Platte und Gelbscheibe, besonders hinsichtlich der in diesem Falle erforderlichen Belichtungszeit, ausreichende Erfahrung besitzt. Wer diese Erfahrung nicht hat, der geht sicherer, wenn er auch im Gebirge das Material und Werkzeug gebraucht, mit dem er eingearbeitet ist. — In dieser Lage befand ich mich, als ich eine Ferientour in den Tiroler Alpen antrat, ausgerüstet mit meiner Kamera und einigen Duzend Platten 9x12 von einer hochempfindlichen Spezialmarke, deren Eigenschaften mir seit Jahren genau bekannt sind. Ich zog nicht aus, um in erster Linie zu photographieren, sondern ich ging in die Berge als Tourist, der die eigenartige Schönheit der Alpenwelt genießen und, wo sich die Gelegenheit bietet, hier und da eine Aufnahme machen will, um sich einige sichtbare Erinnerungen an innere Erlebnisse zu bewahren.

Auf einer Gebirgswanderung bei anhaltend gutem Wetter fühlt man sich oft versucht,



Bild von der Silberjochstraße auf den Madatschglöcher.

die Kamera in Tätigkeit zu setzen. Man wird aber bei näherer Ueberlegung auch oft von einer Aufnahme Abstand nehmen, wenn man sich angesichts eines schönen Landschaftsbildes sagen muß, daß es wohl dem Maler, aber nicht dem Photographen ein dankbares Motiv bietet. Niemals habe ich das lebhafter empfunden als am Starersee in den Dolomiten. — In durchsichtigen Farben von satten, ragendem Grün bis zum satten Blau schimmert das Wasser, und wenn ein leichter Luftzug die Oberfläche kräuselt, wird die Farbenkala noch durch zartviolette Töne vervollständigt. So leuchtend ist das Farbenspiel, als ob der Regenbogen in dem kristallklaren Wasser aufgelöst wäre. Die Berghänge rings um den See sind von tiefgrünen Tannen besetzt. Ueber diese ragen hoch hinauf die rötlichen Felszinnen des Latemar. Scharf heben sie sich vom klaren, blauen Himmel ab — ein Bild von wunderbarer Schönheit. Den Maler könnte es zum Schaffen anregen, aber eine photographische Wiedergabe würde nichtsagend sein, denn es fehlt an allem, was ein Schwarzweißbild interessant machen könnte. Hier ist die Farbe alles.

Man kann mir entgegenhalten: Wir haben ja die Farbenphotographie. Das verhältnismäßig leicht zu handhabende Autochromverfahren gibt ja die Farben in vollkommener Naturtreue wieder. — Das ist richtig. Aber Landschaftsbilder in der Größe von 9×12 Zentimeter befriedigen in den meisten Fällen nicht. Vergrößerte Kopien von Autochromaufnahmen kann man nicht herstellen. Eine Ausrüstung für größere Aufnahmen aber würde das Gepäck eines Hochgebirgstouristen gar zu sehr belasten und seine Kosten ganz erheblich vermehren. Schon aus diesen Gründen wird die große Masse der Amateure auf die Anwendung des Autochromverfahrens verzichten müssen und sich mit der gewöhnlichen Photographie begnügen, die ja auch nicht zu verachten ist, wenn man mit dieser Technik nicht mehr erreichen will, als sie ihrer Natur nach leisten kann.

Die Gebirgslandschaft bietet dem Amateurphotographen eine Fülle dankbarer Motive: Kontraste, die nicht durch die Farbe, sondern durch den Gegensatz von Hell und Dunkel gegeben sind, ausgeprägte, in kräftigen Linien gezeichnete Formen. Dunkle Klippen und Berggipfel heben sich energisch vom hellen Himmel ab. Hat man im Vordergrund ein Haus, eine Baumgruppe oder eine interessante Felsenpartie, so kann man auf ein photographisches Bild von guter Wirkung rechnen. Motive dieser Art habe ich in den Dolomiten in großer Zahl gefunden. Massige, vielfach zerklüftete Berggipfel, abenteuerlich geformte Felsen, Kegel und Pyramiden recken sich zu schwindelnder Höhe empor. Das sind Bilder, deren Formenreichtum zur Wiedergabe durch die photo-



Dolomitenlandschaft bei Cortina d'Ampezzo.

graphische Platte geradezu herausfordert. Blüten muß man sich aber vor Aufnahmen mit gar zu weiter Fernsicht. Im Gebirge täuscht man sich leicht über die Entfernungen. Berge, die wegen ihrer massigen Größe dem Auge ziemlich nahe erscheinen, liegen für eine korrekte photographische Wiedergabe oft viel zu weit ab. Wenn sie in bläulichgrauen Dunst gehüllt erscheinen, werden sie in der Photographie immer mit dem Himmel in eins verschwinden, auch wenn sie sich für unser Auge noch scharf und ziemlich kräftig vom Horizont abheben.

Die schwierigsten Aufgaben erwachsen dem Photographierenden in der Region der Gletscher und des ewigen Schnees. Die zarten Schattenabstufungen im Gletschereis und in den Schneebergen sind es vor allem, die dem Bilde einen eigenartigen Reiz verleihen. Auf die Wiedergabe der feinen Tonabstufungen in Weiß und Grau kommt alles an. Sie gehen aber in der Photographie völlig verloren, sobald man die

Belichtungszeit zu reichlich nimmt, was bei der ungeheuren Lichtfülle, die in jenen Regionen herrscht, leicht vorkommen kann. Andererseits muß die Belichtungszeit aber lang genug sein, um auch die dunklen Felsenpartien mit allen Details ihrer Formen auf die Platte zu bekommen. Es kommt also darauf an, die Belichtungszeit so zu bemessen, daß man auf eine Wiedergabe der Schattenabstufungen sowohl in den hellsten als auch in den dunkelsten Partien des Bildes rechnen kann. Im allgemeinen habe ich gefunden, daß die Belichtungszeit im Hochgebirge etwa den achten Teil der Zeit betragen darf, die bei sogenannter offener Landschaft im norddeutschen Flachlande angemessen erscheint.

Man kann natürlich, selbst wenn man alle diese Hinweise beachtet, nicht in jedem Falle auf gleich gute Bildwirkung rechnen. Die jeweilige Beleuchtung der Landschaft ist ja für die Wirkung des Bildes von ausschlaggebender Bedeutung. Was in der Mittagssonne nüchtern er-



Partie in Campitello (Dolomitenstraße).

scheint, kann einige Stunden später, von demselben Standpunkt aus gesehen, ein reizvolles Bild geben. Die überaus starken Kontraste zwischen dunklem Gestein und leuchtenden Schneefeldern kann man nach meiner Erfahrung immer überwinden, wenn das Gestein im hellsten Lichte liegt. Hat man Schneefelder im Sonnenschein und dunkle Felsmassen im Schatten, dann sind die Gegensätze zwischen Hell und Dunkel so stark, daß man auf ein befriedigendes Bild nicht rechnen kann. Zu beachten ist noch, wie sich schneebedeckte Bergspitzen gegen den Himmel abheben. Bei klarer Luft und entsprechendem Stande der Sonne zeigt der Himmel ein kräftiges Blau. In solchem Falle kommen weiße Bergspitzen vom blauen Hintergrund in der Photographie, selbst bei Verwendung gewöhnlicher Platten, ganz gut los. So stark wie er dem Auge erscheint, wird der Kontrast zwischen Weiß und Blau natürlich nicht wiedergegeben, um das zu erreichen, müßte man orthochromatische Platten benutzen. Wenn Schneeberge gegen einen durch Wasserdunst hellblauen oder graublauen Himmel stehen, dann ist es vergebens, mit gewöhnlichen Platten Aufnahmen zu machen.

Wie Zufälligkeiten, welche die Natur selbst bietet, zum besseren Gelingen einer Aufnahme beitragen können, das habe ich einmal erfahren, als ich von Trafoi aus die Straße zum Stiller Joch hinaufging. Vor mir lagen die zerklüfteten Eismassen des Madatschglättsers, überragt von den hinter ihm emporstrebenden schneebedeckten Bergspitzen. Vom Ende der Gletscherzunge bis ins Tal hinunter grauer Moränenschutt und ziemlich im Vordergrund, unterhalb der Madatschspitze, dunkler Tannenwald. Alles von der grellen Mittagssonne beschienen. Ein sehr interessantes Bild. Aber der starke Kontrast zwischen dem Schwarzgrün des Waldes und dem blendenden Weiß von Eis und Schnee stellte das Gelingen einer guten Aufnahme in Zweifel. Da legte sich der Schatten einer Wolke auf die weißen Bergspitzen bis hinauf an die Waldgrenze, während der Wald selbst von der Sonne beleuchtet blieb. Ein glücklicher Zufall glich den Kontrast aus. Die Erscheinung hielt gerade so lange an, daß ich sie ausnutzen konnte, um eine Aufnahme zu machen, die mir eines meiner besten Bilder geliefert hat. — Solche Zufälligkeiten, die der Photograph zu seinen Zwecken ausnutzen kann, sind gar nicht selten, wenn bei klarem Himmel vereinzelte Wolken die Sonne zeitweise verdecken und die Landschaft partiell beschatten. — Wenn man so mit der Kamera das Gebirge durchwandert, wird man immer eine Anzahl befriedigender Aufnahmen zur Erinnerung, vielleicht auch zur Freude anderer heimbringen. Allerdings muß man sich auch damit bescheiden, daß bei dem Versuche, gerade die großartigsten Szenerien der Alpenwelt zu schildern, nicht nur die Photographie, sondern jedes menschliche Vermögen verfaßt. —

Nachdem ich über meine Erfahrungen bei Aufnahmen im Gebirge das wesentliche mitgeteilt habe, bin ich den Amateuren, die sich für diesen Zweig der Photographie interessieren, noch ein paar kurze Andeutungen über das Entwickeln und Kopieren schuldig. Mit der Aufnahme ist ja erst der Keim zum künftigen Bilde gelegt. Wie er sich entfaltet, das hängt zum großen Teil von der Negativentwicklung und vom Kopierverfahren ab. Es wäre verfehlt, wenn man alle Reifeaufnahmen, die unter sehr verschiedenen Umständen gemacht worden sind, nach ein und demselben Rezept entwickeln wollte. In einem Falle wird ein langsam arbeitender, kräftig deckender, im anderen Falle ein schnell wirkender, die Kontraste ausgleichender Entwickler anzuwenden sein. Welche der beiden Arten jeweils anzuwenden ist, das kann nur durch Versuche festgestellt werden. Natürlich fallen auch bei sorgfältiger Entwicklung die Negative in Deckung, Kontrastwirkung usw.

nicht gleich aus. Man wird bei dem einen durch Abschwächung, bei dem anderen durch Verstärkung nachhelfen müssen. Trotzdem werden nicht alle Negative für ein und dasselbe Kopierverfahren geeignet sein. Da gilt es dann, in jedem Falle das für die gewünschte Bildwirkung passende Kopierpapier zu wählen. Oft werden Vergrößerungen erwünscht sein. Für diesen Fall ist es gut, wenn man schon bei der Negativentwicklung darauf hinarbeitet, daß das Negative nicht zu dicht und nicht zu kontrastreich ausfällt. Bei Vergrößerungen auf Bromsilberpapier kann man von flauen Negativen, die für Kontaktkopien gar nicht zu brauchen sind, noch recht gute Bilder erhalten, wenn man durch richtige Bemessung der Belichtungszeit und passende Zusammensetzung des Entwicklers auf den gerade vorliegenden Fall Rücksicht nimmt. Da Bromsilberpapier in bezug auf Ton und Körnung des Papiers sowie bezüglich der Eigenschaften der lichtempfindlichen Schicht in verschiedenen Sorten zu haben ist, so hat man bei diesem leicht zu handhabenden Vergrößerungsverfahren die Möglichkeit, den Charakter des Bildes in weitgehendem Maße zu beeinflussen und gute Resultate selbst da noch zu erzielen, wo das landläufige Kopieren auf Gelatidinpapier kein brauchbares Bild liefern würde.

Arbeiterwohnungen in alter Zeit.

Von Hugo Hillig.

(Schluß.)

Wir hören ferner auch von Fällen, bei denen der Herzog als Eigentümer des Bodens nur den Bauplatz gegen einen „Pfahlgins“ hergab, das Bauen aber von anderen Leuten besorgen und bezahlen ließ. Auch alte Häuser ließ er im Rahmen dieser Arbeit abbrechen, nachdem sie vorher taxiert worden waren, und dann in besserer, erweiterter Form wieder aufbauen; es sollten „lose Kufen und kleine böse Feuernecker“ auf diese Art aus Wolfenbüttel, wo diese Unternehmung des Herzogs ihren Platz hatte, verschwinden. In der Regel wurden Einfamilienhäuser gebaut, doch kamen auch Ausnahmen vor.

Das war also keine eigentliche Mildtätigkeit, und die Bewohner dieser Häuser waren auch nicht in einer Wohnungsflaberei gebunden; Herzog Julius tat dasselbe, was früher die freien Städte getan hatten, er gab der Bautätigkeit in Wolfenbüttel, die durch die Folgen des dreißigjährigen Krieges stillstand, einen kräftigen Anstoß; daß das ganze Projekt nicht zur Ausführung gekommen ist, kann nur daran gelegen haben, daß es über das Bedürfnis der kleinen Stadt Wolfenbüttel weit hinausging.

Es ist wohl das einzige Beispiel aus jener Zeit, das zu erwähnen ist. Der dreißigjährige Krieg hatte die ehemals reichen und stolzen Städte zu Boden gedrückt und den Feudalismus stark gemacht. Das soziale Gefühl war verschwunden und in den Städten und in der Nähe der Manufakturen blieb für die arbeitende Bevölkerung entweder die Unterkunft beim Manufakturherrn oder die Mietwohnung; es ist wenig authentisches Material darüber erhalten, das sich speziell auf die Wohnungsverhältnisse des untersten Standes bezieht. Aber wie weit es mit diesen Wohnungsverhältnissen gekommen war, zeigte Engels in seinem Buch über die Lage der arbeitenden Klassen in England, und es war natürlich in den anderen Ländern, in denen sich mit der Revolution der Industrie der Kapitalismus zu entfalten begann, nicht anders, nur fehlte hier der Geißler, der Engels für die englischen Verhältnisse war. Das war um 1845. Selbstverständlich hatten die himmelschreienden Zustände, die Engels schildert, schon vorher in

England die Aufmerksamkeit erweckt, aber doch fand die 1830 gegründete Society for Improving the Condition of the Labouring Classes erst später den Anlaß, sich auch um die Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Klasse zu kümmern. 1841 entstand der Verein Metropolitan Association for Improving the Dwellings of the Industrious Classes mit einem Kapital von 100 000 Pfund Sterling; er nahm sich zum Ziel, speziell die Wohnungsverhältnisse der Industriearbeiter zu verbessern und gesunde, feuer sichere und bequeme Wohngebäude zu denselben Mietpreisen herzustellen, mit denen die Arbeiterwohnungen in den berückichtigten und gesundheitschädlichsten Arbeitergegenden bezahlt werden mußten. Es kam in England dann 1848 die Public Health Act, die Gesundheitsbill, und auch diese war ein Mittel, um die entsetzlichen Zustände der englischen Arbeiterwohnungen zu bessern. Man gründete die Health of Towns Association und die Metropolitan Working Classes Association for Improving the Public Health. Dann kam 1851 die Weltausstellung zu London, bei der Prinz Albert ein Modellarbeiterhaus für vier Familien aufstellen ließ; 1862 entstand dann die Improved Industrial Dwellings Company, die Arbeiterwohnungen nach dem Kasernensystem baute.

In Frankreich hatte Napoleon III. in seinem Programm mit dem Versprechen, die nicht minder üblen Arbeiterwohnungsverhältnisse in Frankreich abzuschaffen, einen Röder ausgeworfen, aber das Resultat war recht kläglich. In Paris schuf man die Cité Rochetouart, genannt nach der Straße, in der die Cité, die Arbeiterstadt, Platz gefunden hatte; aber diese Arbeiterstadt war ein einziges Gebäude, das von 200 Familien bewohnt war. Die Cité Breire an der Rue Doudeauville war etwas kleiner angelegt, jedoch auch sie enthielt noch 80 Arbeiterfamilienwohnungen unter einem Dach. Die Pariser Weltausstellung von 1867 kam gleichfalls nicht daran vorbei, Arbeiterhäuser im Modell zu zeigen.

Das englische Modellhaus von 1851 hatte sich die Industrielle Gesellschaft in Millhausen in Elsaß zum Muster genommen, und noch in demselben Jahre errichteten dort einige Fabrikherren auf ihren Besitzungen Arbeiterhäuser, die ganze 6 Quadratmeter maßen, Keller und Lagerraum enthielten, im Erdgeschoß 2 Zimmerchen und im ersten Stock unter dem Dach zwei Stiebelzimmer und einen Bodentraum. Außerdem gehörte noch ein kleiner Garten dazu von 1 Ur Größe; der Herstellungspreis eines solchen Häuschens war 2200 Frank. Die Miete betrug 182 Frank jährlich. Die Häuser waren zu je vieren zu einem Würfel, nicht zu einer Reihe zusammengebaut und standen mitten im Garten. Dieses Arbeiterquartier, dessen Straßen man ob ihrer Sauberkeit im Gegensatz zu den unsauberen Straßen in der Stadt rühmte, steht heute noch, ist aber natürlich von den modernen Ansprüchen, die an die Arbeiterwohnung mit Recht gestellt werden, weit entfernt. Seitdem ist die Frage nicht zur Ruhe gekommen und noch heute streiten sich die verschiedensten Systeme um den Vorrang und um die allgemeine Anerkennung. Dem Arbeiter, der losgelöst ist von den Produktionsmitteln und von der Scholle, der nichts hat, als seine Arbeitskraft, ist nicht in allen Fällen damit geholfen, daß man ihm zu Grundeigentum und sei es auch nur in langfristigen Pacht- oder Erbpachtverträgen verhilft. Aber von der Hand weisen darf man es auch wiederum nicht, daß das Besitzrecht an dem Grund, auf dem der Arbeiter steht, auf dem seine Familie lebt, wo seine Kinder heranwachsen, für ihn in gegebenen Verhältnissen von einer großen Bedeutung ist. Einheitlich ist das Problem also heute so wenig zu lösen, wie in der Vergangenheit.

Begegnung.

Skizze von Carl Bulle.

Un die Witwe Eusebia Wróbl hatte ihr Sohn, der nun schon über ein Jahr lang in Gnesen Kommisbrot aß, einen Brief geschrieben. Und wegen dieses Briefes mußte der Landbriefträger Valentin Schulz, nachdem er bereits Siedlice, Rombowo und Herbersdorf abgeklappert hatte, noch eine Stunde weiter laufen bis Rombezin.

Schon auf dem ganzen bisherigen Wege hatte er sich in eine stille Wut hineingefressen — erst über den Kanonier, der höchst unnütze Schreibübungen machte, dann über seinen eignen Beruf, der ihn wegen eines lumpigen Soldatenbriefes zu einem Marsche von zwei Stunden zwang, schließlich über die ganze Weltordnung, die ihm höchst verbesserungsbedürftig schien. Und grimmig schritt er die Landstraße entlang, ohne sich umzusehen. Ein Wagen, der ihn hätte mitnehmen können, kam hier doch nicht — das wußte er aus alter Erfahrung. So hieß es eben vorwärtsstapfen! Und scharf stieß das Eisen seines Krückstockes gegen die Steine, als wollt' er ihnen wehtun. Sein innerer Groll entlud sich so. Es war ein herrlicher Oktobertag. Gleichmäßig blau bis zum Horizont der Himmel droben, blau verdämmernd alle Fernen. Was sich sonst verschleierte, stand heute klar und leuchtend in der glashellen Luft, in der sich die feinsten Spitzen ferner Waldwipfel noch linienscharf abhoben. Verspätete Schmetterlinge, die in irgendeinem geschützten Winkel die Mühle der vorhergehenden Nächte und das Regengeplätscher der Tage überstanden hatten, dehnten noch einmal die bunten Schwingen, die schon halb erstarrt gewesen; in Rot und Gold flammten Buchen und Kastanien; die letzten Beeren der Ebereschen, die den Drosselzügen entgangen waren, glänzten tiefrot im kargen Laubwerk; Altwiebersommer, als feinsten Silberstrich aufblühend und wieder verschwindend, zog über die Stoppeln; ab und zu klang hell von weither ein Schuß herüber — der Tod blies das Jägerhorn. Aber Valentin Schulz, der Landbriefträger, achtete nicht der Herrlichkeit des Tages. Wer jahraus, jahrein hier herumtappen mußte, bald im leichten Pittel, bald in schweren Schaftstiefeln und schützendem Mantel, der gab sich nicht ab damit, in Nähe und Weite die Wunder zu sehen und zu suchen. Es war immer dasselbe. Er kannte jeden Baum und Strauch, die ausgefahrene Spur der Gleise, jeden Acker und jedes Stückchen Wald. Er wußte, daß ihn, wenn er nach zehn Minuten den Wald erreicht hatte, der Fichelhäher empfangen und den übrigen Wipfelbewohnern melden würde. Daß bald danach sich eine Lichtung auftat, über die fast immer Nehe wechselten. Daß sich oben irgendwo im durchschimmernden Luftmeer ein Bussard wiegte und auf ihn und die Welt der Tiefe beutegierig herabsah. Er brauchte gar nicht mehr aufzublicken: oben und unten war ihm alles längst vertraut und gleichgültig.

Mit einem Male stuzte er doch. Er vergaß mit dem Stocke gegen die Steine zu stoßen. Er faßte die Krücke unwillkürlich fester.

Vor ihm, etwa zwanzig Meter von ihm entfernt, war ein verdächtig aussehender Stromer aus dem Wald auf die Straße getreten. Mit eingezogenem Kopf stand er wie witternd da, sah links und rechts den einsamen Landweg hinab und setzte dann, gleichsam kühner geworden, den einen Fuß vor.

Der Landbriefträger war nicht gerade ängstlich, aber er zog doch unauffällig mehr und mehr nach der anderen Wegseite hinüber. Schließlich waren Fälle vorgekommen, daß so ein verzweifelter Patron in der Ledertasche Geld veruntet und einen Angriff gemacht hatte.

Allerdings: der da vorn sah nicht danach aus, als ob er über besondere Körperkräfte verfügte. Ein langer ausgegessener Mensch, der stets ein wenig vornüberkippte, wie ein zu schwächlicher Baum immer mit dem Wipfel nickt. Er trug einen verwitterten breitrandigen Strohhut mit zerfaserner Krempe, der im Glanz der Neuheit einst das Haupt eines Gutbesizers oder Inspektors geziert haben mochte. Um den Hals hatte er ein ehemals weißes Tuch geschlungen, die Ärmel des schäbigen und merkwürdig langen Rockes waren an den Ellbogen durchstoßen, die Hosen ausgefranst und am linken Knie mit einem Flecken von andersfarbigem karierten Stoff besetzt. Am Fehstock, den der Stromer wie ein Gewehr auf der Schulter trug, hingen ein Paar Stiefel, ein größeres Bündel und ein kleineres. So stand er an der einsamen Straße, rührte sich nicht und sah dem Briefträger entgegen.

Als Valentin Schulz heran war, setzte er sich, als hätt' er ihn erwartet, auf der anderen Straßenseite auch in Bewegung. Den verwunderten Blick, der zu ihm hinüberflog, schien er nicht zu sehen. Und schweigend, in einem

drüben hatte ihn mit einem verlorenen, seltsamen Blick angesehen. Mit einem Blick, in dem etwas Dumpfes, Feindliches war: Haß, Anklage, Neid.

Seltam! Seltam! Er trieb ihn seitdem, öfter rüberzuschauen. Halb war's Neugierde, halb noch etwas anderes, was er nicht zu deuten wußte — so, als müßte ihm irgendeine Klarheit und Offenbarung werden. Ohne daß er es merkte, bog er sacht nach der Wegmitte ab. Der Landstreicher verzog den Mund zu einem halben Grinsen der Verlegenheit. Da lächelte Valentin Schulz. Und nun machte auch der andere wieder eine Seitenschwenkung, kippte stärker nach vorn und sagte: „Bin früher auch so gelaufen. Unterhalb Jahr.“

Er hatte eine heiser angelaufene Stimme, die wie aus löchriger, ausgebrannter Mehle kam.

„Ja,“ erwiderte der Beamte, der nicht recht verstand. „Später marschierst man wohl langsamer.“

Der andere schüttelte den Kopf, war still, als ob er sich etwas überlege, und sprach dann gedehnt: „Nee—e, ich mein' als Briefträger. In Uniform und blanke Kneppe.“

Valentin Schulz lachte kurz auf. „Hoho, der schmierige Lump wollt' ihn beschwindeln . . . als früherer Kollege sich vorstellen und daraufhin schnorren. Freundchen, Freundchen, man braucht Dich bloß anzusehen . . .“

Aber als er ihn wirklich ansah, murmelte er nur etwas Unverständliches. Der Stromer sah gleichgültig gerade aus, wie ins Endlose hinein. Als hätt' er den Mann neben sich vergessen.

„Nu ja, ja,“ sagte der Briefträger und räusperte sich . . . „wie ist denn das alles nu so gekommen?“

Doch der Bagabund, als wäre plötzlich sein Mißtrauen geweckt, überhörte die Frage mit Absicht. Er stieß einen Stein mit dem bloßen Fuß an und deutete mit dem Daumen rechts über die Schulter: „Wunderscheene Pilze im Wald da . . . so groß und alles voll. Steinpilze. Da hab ich 'n ganzes Gericht von.“ Und er wies auf eins der Bündel am Stock. „In der Stadt läßt sich das gut verkaufen. Und wenn's 'n paar Dittchen bringt.“

Er wartete wohl auf eine Erwiderung. Doch Valentin Schulz sah kalt und gleichgültig drein, als hätt' er nichts gehört. „Was' mir was,“ dachte er gekränkt, „wenn Du nicht reden willst, so fang' nicht erst an. Gottchen ja, so neugierig war man schließlich auch nicht.“

Unter dem kühlen Schweigen des anderen duckte sich der Stromer wie unter einem bösen Wort. Er schnappte nach Luft, als hätt' sich ihm die rasche Gangart auf die Brust gelegt, und fing nach einer Weile wieder an, unsicher, wie einer, der nicht gewiß ist, Antwort zu kriegen: „Als Briefträger . . . auf 'm Lande . . . das ist auch kein leichtes Brot, nee, nee . . . immer so 'rumlaufen, Tag für Tag, und wieder zurück — 's is nich für jeden! Hier im Bezirk is wohl auch 'ne schwere Menge zu tun?“

„Na, 's macht sich,“ murkte Valentin Schulz grimmig. Er zögerte noch, aber war halb schon versöhnt, daß der andere die Mühseligkeit seines Berufes anerkannte. Gottchen ja, wenn er wirklich ein früherer Kollege war . . . Und all der Groll, den er auf dem ganzen Wege allein gefaut, brach sich Bahn und schaffte sich Luft. Wegen so 'nem lumpigen Brief muß er bis Rombezin laufen . . . und überhaupt die ganze Schinderei! Tag für Tag plackt man sich von Morgen bis Abend . . . bei Schnee und Regen, Glut und Gewitter — und so 'n bißchen Gehalt dafür, so 'n Lumpengeld! (Schluß folgt)

Neuer Morgen.

Die Strecke wurde mir begrenzt,
Die ich noch zu durchwandern habe,
Doch jeder Morgen, der mir glänzt,
Dünkt mich wie eine neue Gabe,
Die ich aus unsichtbarer Hand
Empfange, um sie zu verwalten,
Bis sich auf unbebautem Land
Die Blüten reicher Kraft entfalten.

Leo Keller.

Schweigen, das nur durch Raubvogelruf, Nadelknistern und den Fall ihrer Tritte unterbrochen ward, gingen die beiden fast im Gleichschritt dahin, zwischen sich nur die Breite des Weges und die Spuren alter Wagengleise.

„Romisch!“ dachte der Briefträger und tat einen prüfenden Seitenblick.

Auch der Landstreicher sah jetzt zu ihm hin. Er sprach aber nichts, nur rückte er vom Wegrand ein wenig ab und nach der Mitte der Straße zu. Offenbar ging er für gewöhnlich langsamer und schlug nur jetzt ein schnelleres Tempo an, um mit dem erwählten Wander-genossen Schritt zu halten.

Valentin Schulz zuckte die Achseln und lockerte den Lederrücken der Tasche. Wenn der dumme Kunde da einen Spaß daran hatte, ihn schweigend zu begleiten, so ließ sich dagegen nichts machen. Es war das beste, ihn gar nicht zu beachten. Und allmählich kam wieder der Kerger über den Brief, den Marsch, den Beruf . . .

„Du Lump,“ dachte er, „hast es gut. Bummelst, bis Du müde bist, gemach im Wald, läßt Dir Gottes Sonne in den Nacken scheinen, hast nicht nötig, wegen dieses elenden Soldatenbriefes je eine Stunde hin und her zu laufen, tust nichts, bist ein freier Mann, siehst die Welt, hast jeden Tag Abwechslung, brauchst Dich um Dein Stück Brot nicht so jämmerlich zu schinden und lebst doch! Aber ich?“

Finstern fuhr sein Blick nach drüben, daß der Stromer zusammenzuckte und unwillkürlich wieder einen Schritt hinüberwich auf die andere Wegseite. Aber gleichzeitig stuzte und stockte der Briefträger sekundenlang. Er konnte sich gar nicht täuschen: auch der dumme Kunde von

Ruhmlose Helden. Sie war zum Tode verurteilt. Heute hatte sie es erfahren. Im Parterre hatte die Tür eines unbewohnten Zimmers offengestanden. Sie war eingetreten und auf die Veranda hinausgegangen. Gedankenlos. Da hörte sie ein Gespräch der Wesslerin mit dem Kurarzt im Doktorzimmer mit an, bel dem zu ihrer Ueberraschung ihr Name genannt wurde.

„Schicken Sie die Kleine heim,“ rief der Arzt.
„Sie tut mir wirklich von ganzem Herzen leid, so jung,“ antwortete das alte Fräulein.
„Mir auch. Bewiß. Ich habe sie aber gestern wieder untersucht. Eigentlich gehört sie schon jetzt ins Bett — ihre Zeit ist da. Es ist für sie und auch für uns das Beste, sie geht heim!“

Sie hatte verstanden. Nur keinen Todesfall im Kurhause! Das Geschäft könnte ja leiden!

Da war eine Angst, eine ganz entsetzliche Angst in ihr aufgestiegen. Sie war hinausgestürzt, stundenlang mit ihrer Dual umhergeirrt — nun war sie in ihr kleines, freundliches, weißes Zimmer zurückgekehrt. Als sie am Nachmittag dieses Tages mit brennendem Herzen, brennendem Kopf und brennenden Augen umherirrte, traf sie bei dem kleinen Tannenwäldchen, nach dem das Kurhaus benannt worden, unweit des Neubaues Konrad Salwehl, ihren jungen Landsmann, der auch in recht gedrückter Stimmung zu sein schien. Die beiden jungen Menschenkinder hatten sich in letzter Zeit einander sehr genähert. Kein Liebesverhältnis war das, sondern ein mehr geschwisterliches. Sie waren Altersgenossen, Kinder derselben Stadt und Kameraden im Leid. So waren sie sich näher gekommen. Heute klammerte sich Dorothea an Konrad förmlich an, sie wollte ihren Gedanken entziehen. Kein „Guten Tag!“, stumm, als müßte das so sein, gingen sie eine Weile dicht nebeneinander her. „Dorothea,“ sagte er endlich, „wissen Sie, ich gehe bald fort.“ „Ich auch, Konrad,“ antwortete sie. „Sie auch? Wohin wollen Sie gehen?“ Diese Frage! Wohin sie gehen wollten! Ja, wohin? — Sie, das arme Ladenmädchen, das in gesunden Tagen als Verkäuferin in einem Goldwaren-

geschäft sein Brot verdient hatte, das hier nur aus Mitleid für herabgefallenen Pensionspreis von der Wesslerin des Kurhauses aufgenommen worden war, wohin wollte sie denn jetzt?

Da lehnte sie den Kopf an einen Stamm und weinte. Dann erzählte sie ihrem Freunde, was und wie sie es erfahren hatte. Er versuchte sie zu trösten und meinte: „Die Aerzte können sich irren.“ Doch es war umsonst; denn er glaubte ja für sich selbst nicht an diesen Trost. Das Schluchzen dauerte seine Zeit. Nach einer Weile, als sie ruhiger geworden war, fragte sie: „Aber wohin wollen Sie denn gehen, Konrad?“

Er hatte vor einigen Tagen vom Kurarzt einen schlechten Bescheid erhalten; war nach Kirchbach gegangen und hatte sich dort von einem anderen Arzt untersuchen lassen und dabei erfahren, daß es wirklich schlecht mit ihm stand. Er war ganz schwermütig geworden und ein Gedanke war in ihm emporgeleimt, der, wenn er bekämpft worden wäre, vielleicht nie zur Ausführung kam. Er wurde aber nicht bekämpft, konnte vielmehr in dem Boden, den er fand, emsig wuchern und austreiben.

„Ich gehe dahin, von wo man nicht wiederkommt,“ sagte er tonlos.

„Konrad! Sie wollten!“
„Ja, Dorothea, ich will! Neben Sie nichts dagegen!“

Durch das dunkle Grauen, daß ihr ihr unglückliches Schicksal bereitete, brach ein Lichtstrahl. Jetzt wußte auch sie ihren Weg. Und nicht allein und ver-

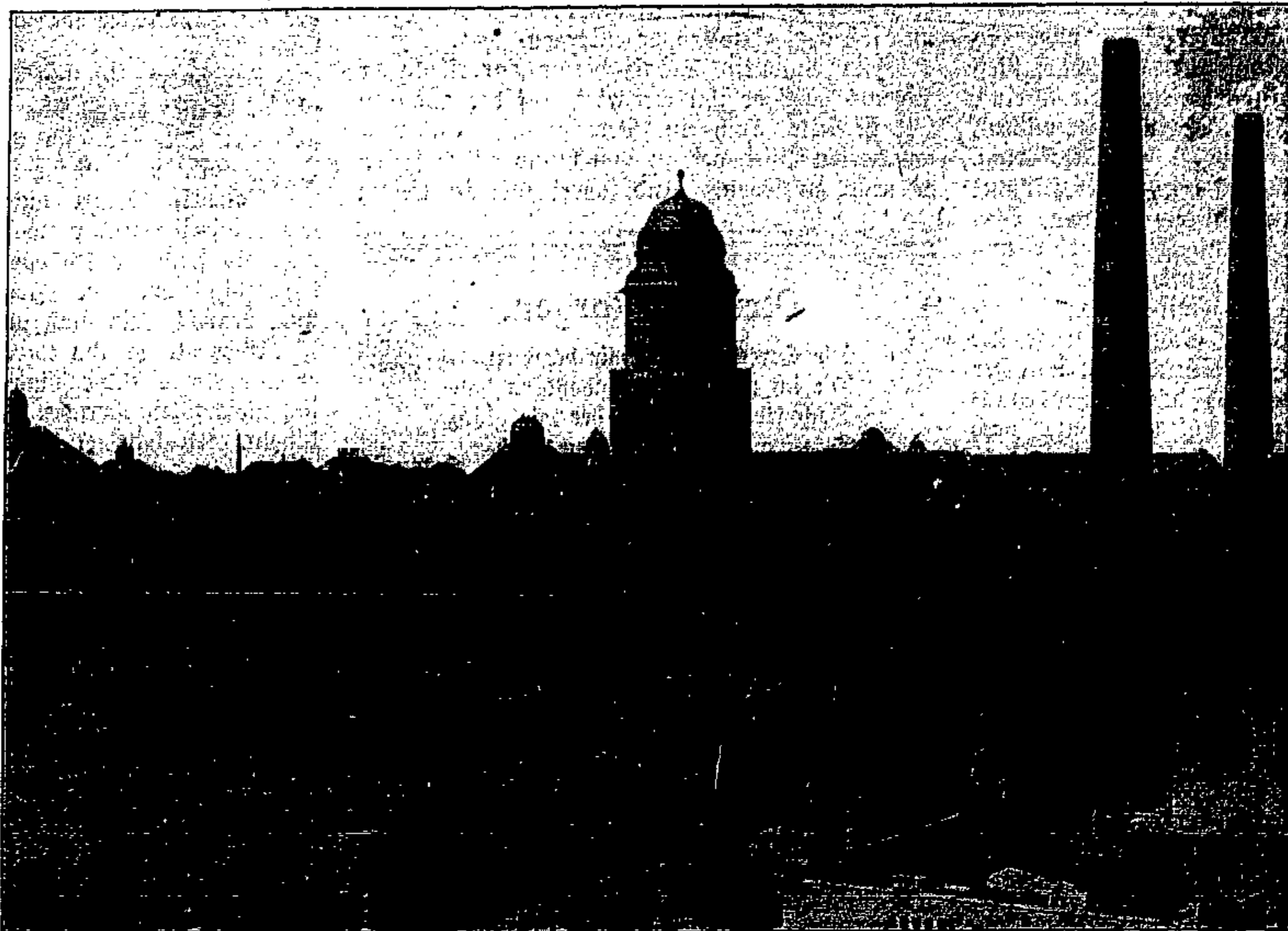
lassen würde sie diesen Weg gehen! — Sie kehrten um. — Wenig Worte wurden auf dem Rückwege gesprochen. Das eine stand ja fest, sie waren beide zu einem großen Entschluß gekommen. —

Und dann war es geschehen.
Ein Kuhhirt hatte Konrad und Dorothea eines Tages auf einer grünen Alpenwiese tot aufgefunden. Sie hatten sich das Leben genommen.

Diesmal war aber vor den Gästen nichts Geheim zu halten gewesen und so hätte denn das Ereignis selbst den Gedankenloseten unter ihnen aufgestülpt; eine allgemeine Aufregung hatte es herbeigebbracht.

Touristinnen hatten die Beiden weit hinter der Sägemühle, am Serlin, Hand in Hand gehend, bei ihrem letzten Gange angetroffen. Als die Sportmädels von einer Bergtour heimkehrten, waren die zwei hinausgewandert. Dorothea hatte ein Straußchen Alpenrosen in der Hand gehabt. Ganz hinten in dem Hirtendörfchen Grätli, das nur während des Sommers bewohnt ist, waren beide noch einmal gesehen worden. Dann waren sie in einem Seitental verschwunden. Am anderen Tage wurden sie tot nebeneinander, mit dem Rücken an einem Felsblock stehend, gefunden. Dorotheas Hand ruhte in der ihres Gefährten, während

Auch Leute mit den bei den Chams gebräuchlichen Umhängetaschen konnte man sehen, ohne ihre Eigenart als Chams genau bestimmen zu können. Der Typus der Frauen ist noch ausgeprägter und charakteristischer; sie haben runde, schärfer als bei gewöhnlichen Chinesinnen an Mund und Nase geschnittene Gesichter, gleichen mit ihrem struppigen Haar und dem silberbeschlagenen Kopfschmuck vielmehr den Nachfrauen und tragen auch ähnliche mit roten Aufschlägen besetzte Reinkleider und Röcke. Aber selbst die genaueste Nachfrage ergab immer wieder als Antwort, daß es echte Chinesinnen seien. Ist es auch erfreulich zu beobachten, daß sich selbst in der erbärmlichsten Hölle der Chinesen als erste Tageshandlung — das heißt nach der Pfeife — der Sitte entsprechend mit einem nassen warmen Tuch das Gesicht wäscht und mit den Fingern die Pöfche putzt, so sind die Leute doch im allgemeinen mehr als erbärmlich und schmierig. Fersen tragen sie als Kleider, Häuser und Hüfe starren vor Schmutz. Die chinesischen Kinder, die sonst so reizend aufgebügelt, mit bunten beweglichen Schmetterlingen behangen und sauber gehalten werden, sind hier nicht zum Anfassen. Dazu tritt bei den Männern jene ungesunde fahle, krankhaft quittengelbe Gesichtsfarbe, die neben dem unflät flackernden Blick sofort den Opiumraucher erkennen läßt. — Das Brunhubersche Buch, zu dem Sven Hedm ein Vorwort geschrieben, bringt im wesentlichen nur Tagebuchblätter. Der Leser wird über die außerordentlichen Schwierigkeiten informiert, die der Kühne Forscher zu überwinden hatte. Teilweise führt die Expedition die einen Weg von Birma nach Tibet finden will, in Gebiete, die noch von keinem Europäer betreten wurden. In gewisser Weise ist das Buch unvollständig, wie es auch die Expedition gewesen. Denn Dr. Brunhuber wurde von räuberischen Eingeborenen ermordet. Die Schlussergänzungen wurden zum Teil durch einen indischen Koch, der in Brunhubers Diensten stand, geliefert, zum Teil durch Berichte verschiedener chinesischer Expeditionen gegen die Mörder. Und doch bietet das vorlie-



Das neue Kreisfrankenhaus in Hamburg.

die andere noch das Straußchen Alpenrosen hielt. Ein schnell wirkendes Gift hatte beider Leben ein Ende gemacht.

Hinterindiens Riesenströme und ihr Ufergebiet sind bisher nur wenig erforscht. Dr. Robert Brunhuber ist einer der wenigen deutschen Pflanzsucher, die sich in die vom Mekong und Salween durchbrausenden Bergländer wagten. In seinem Buche „An Hinterindiens Riesenströmen“ (Berlin-Friedenau, Dr. Franz Ledermann, Pr. brosch. 3,50 Mk., gebd. 5 Mk.) schildert er die Bewohner eines Ortes Schuilai, der in nächster Nähe des Salweenstromes am Schweli-Salween-Scheidegebirge gelegen ist. Die Leute waren sehr freundlich. Jede kleine Gabe, eine leere Flasche, eine Konserpenbüchse oder eine Zigarette, wurde dankend quittiert. Der Herr des Hauses in Schuilai, in dem wir Quartier bezogen hatten, bot mir eine Pfeife Tabak aus seiner Tabakdose an. Von jenem strohigen schlechten chinesischen Zeug. Ich überreichte ihm darauf eine Schroot, eine meiner kleinen burmesischen Zigarren. Sofort kam die ganze herumstehende chinesische Gesellschaft mit einer Prise Tabak als zartem Wink, auch eine Zigarette probieren zu dürfen. Anthropologisch und ethnographisch fiel mir hier zuerst die große Veränderung des chinesischen Typus auf. Unter den Männern bemerkte ich nicht selten den Chinesenschlag, den man mit Jünnanthpus zu bezeichnen pflegt. Männer mit auffallend finsternen, gebräunten Zügen und ganz dichtem Schnurr- und Sneeelbart, hochgezogenen Brauen und einem breiten blauen Turban.

gende Buch interessante Einblicke in unbekanntes Gebiete. Mehr als dreißig Textabbildungen nach guten Photographien, zwei Porträts und eine große Uebersichtskarte geben dem vornehm ausgestatteten Werke besonderen Reiz und erhöhen die Anschaulichkeit seines Inhalts.

Neue Bücher. Von der bei J. F. W. Dieck Nachf. in Stuttgart erschienenen Geschichte der Erde von A. Bonniel liegt jetzt der zweite Teil „Die Weltalter“ (21. Bändchen der „Kleinen Bibliothek“) vor. Der reich illustrierte Band wird Wißbegierigen, die Aufklärung über den Aufbau unseres Planeten suchen, in reichem Maße Belehrung bringen. — Ein anderes im gleichen Verlage erschienenen Buch behandelt die „Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich“; Verfasser ist Paul Louis, die Uebersetzung wurde besorgt von Hedwig Kurucz-Gaststein; eine gut informierende, längere Einleitung, in der die eigenartigen Verhältnisse auseinandergesetzt werden, unter denen sich die gewerkschaftliche Bewegung in Frankreich zum Syndikalismus entwickelte, schrieb Dr. G. Gaststein. Das Buch selbst behandelt in seiner Rückschau auf die einzelnen gewerkschaftlichen Vorgänge die weit gemessene Zeitspanne vom Jahre 1789—1912; es gliedert sich der Internationalen Bibliothek als 51. Band an; der Preis ist brosch. auf 2,50 Mk., gebd. auf 3 Mk. festgesetzt. — Ein Kunstblatt „Wenn der Miese schläft“ ist dieser Tage im Verlage der Dortmunder Arbeiterzeitung erschienen. Der Zeichner, H. W. Luyt, hat sein symbolisch behandeltes Motiv dem englischen Bergarbeiterausstand entlehnt (Pr. 25 Pf.).